

„...daß ihre Töchter zur Bildung der Jugend gesucht werden.“

Französische Gouvernanten
von Nadja Bennewitz,

aus: "Die Erlangischen Mädchen sind recht schön und artig..." Ein Erlanger Frauengeschichtsbuch, hrsg. v. Nadja Bennewitz / Gaby Franger, Cadolzburg 2002, S. 68-76.

„Die hiesige französische Kolonie [in Erlangen] ist auch darum merkwürdig, daß viele ihrer Töchter zur Bildung der Jugend, vorzüglich der adelichen in und ausser Teutschland, gesucht werden.“¹ Johann Füssel, der dies 1788 über die Erlanger Refugiés schrieb, war selbst Lehrer, der Söhne aus adligen Familien unterrichtete. Er irrte jedoch, wenn er die Tatsache, dass die Erlanger Hugenottinnen als Lehrerinnen sehr begehrt waren, als „merkwürdig“, also als bemerkenswert bezeichnete, denn das war es keineswegs: Französischsprachige Gouvernanten, meist calvinistische Glaubensflüchtlinge, waren für die Erziehung der adligen Mädchen und der Töchter des höheren Bildungsbürgertums in ganz Deutschland gefragt. Der neue Beruf der Gouvernante war Ergebnis einer gestiegenen Anforderung an die Bildung von Mädchen und zudem nahezu die einzige Möglichkeit für eine Frau von Stand, einen Beruf außerhalb des eigenen Hauses auszuüben. Die Französinen dominierten im 18. Jahrhundert die Mädchenerziehung in Deutschland und die Erlanger Hugenottinnen bildeten hierbei keine Ausnahme. So sprach auch der Erlanger Hugenotte Jean Jaques Meynier in seiner Grammatik ausdrücklich die Französischlehrerinnen an als „*unsere französischen Fräulein, die dazu berufen sind, die französische Sprache zu lehren*“.²

Jean Jaques Meynier war Lehrer für die französische Sprache, er kannte die Notwendigkeiten eines guten Sprachunterrichts aus eigener Anschauung. 1763 verfasste er eine Grammatik, die er unter dem Titel „*Nouvelle ABC*“ in Erlangen in Druck gab. In seinem Vorwort beklagte er, dass die Hauslehrer und besonders die „*demoiselles*“, wie die französischen Lehrerinnen schlicht genannt wurden, nicht mehr die korrekte französische Aussprache beherrschten, so dass die Kinder einen schlechten Akzent erlernten. Vielfach war das gesprochene Französisch im Verlauf des 18. Jahrhunderts mit deutschen Ausdrücken vermischt worden. Tatsächlich sprachen von den hugenottischen Flüchtlingen der vierten oder fünften Generation die meisten besser deutsch als französisch, obwohl die reformierten Gottesdienste in der Erlanger Hugenottenkirche noch bis 1822 in französischer Sprache abgehalten wurden.³

Eine Ausgabe der Grammatik „*Nouvelle ABC*“ ist noch heute in der Nürnberger Stadtbibliothek vorhanden. Es ist ein stark abgegriffenes Büchlein, das demnach sicherlich in Gebrauch gewesen ist. Anhand derartiger Grammatiken lässt sich der Hausunterricht der französischen „*demoiselles*“ sehr gut nachvollziehen: Im ersten Teil werden das französische Alphabet und die richtige Aussprache erklärt, mit Hilfe von zweisprachigen Dialogen im zweiten Teil sollten französische Konversation und der angemessene Umgang mit Personen verschiedenen Standes eingeübt werden. Die in diesen Übungen vorkommenden Mädchen hatten selbstverständlich eine Magd, die ihnen morgens frische Handtücher und Seife brachte, das Waschwasser erwärmte und den Kaffee kochte. Die Protagonistinnen dieser Zwiegespräche tranken Schokolade oder Kaffee mit Rahm und Zucker und aßen weißes Brot. Mittags, wenn unangemeldeter Besuch kam, wurde ein üppiges Essen mit Suppe, Fleisch, verschiedenen Gemüsesorten, Obst zum Dessert und außerdem Champagner aufgetischt.

Neben einer standesgemäßen sollten die Hauslehrerinnen damit vor allem auch eine geschlechtsspezifische Erziehung verfolgen: Während im 15. Dialog zwei Herren einen fiktiven Spaziergang durch Erlangen unternehmen und die französische Kirche auf dem Holzmarkt, dem heutigen Hugenottenplatz, betrachten, unterhält man sich im 13. Dialog, der den Titel „*Zum Kochen*“ trägt, von Mademoiselle zu Mademoiselle: Ob man eine gute Köchin habe, wie gut sie würzen könne und ob sie reinlich sei. In diesen imaginären herrschaftlichen Haushalten, deren alltägliche Lebensformen von den SchülerInnen erlernt werden sollten, war es die Köchin, die das Geflügel rupfte, dem Hasen das Fell abzog, den Fisch ausnahm und die Pasteten backte. Es ist davon auszugehen, dass die Dialoge auch streng von Mädchen und Jungen getrennt gesprochen und erlernt werden mussten. Den Erlanger Jungen dürfte kaum das französische Wort für Bratspieß geläufig gewesen sein.

Der Lehrer und Autor Jean Jaques Meynier war in der Stadt eine anerkannte Persönlichkeit. Drei seiner Kinder sollten in die Fußstapfen ihres pädagogisch tätigen Vaters treten: Die Tochter Jeannette war bis zu ihrer Heirat als Erzieherin tätig.⁴ Der Sohn Johann Heinrich arbeitete anfänglich als Hauslehrer, später als Lektor am Erlanger Gymnasium. Er machte sich durch die Veröffentlichung zahlreicher Kinderlehrbücher als Pädagoge einen Namen.⁵ Sein pädagogisches Interesse galt auch der Mädchenbildung, wie etwa der Band „*Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden?*“ zeigt.⁶ Während Johann Heinrich Meynier noch in Biographien des 20. Jahrhunderts zu

finden ist, geriet seine nicht minder pädagogisch engagierte Schwester Luise schnell in Vergessenheit.

Luise Meynier, geboren in Erlangen am 27. April 1766, wurde in dem noch zu ihren Lebzeiten erschienenen Band *„Gelehrtes Fürstentum Baireut“* als *„ein Frauenzimmer“* geschildert, *„das bei einem edlen und festen Charakter ausgebreitete Kenntnisse und einen sehr gebildeten Geist besitzt und mit diesen seltenen Vorzügen ganz das grosse Talent vereinigt, sich mit der Bildung und Erziehung der Kinder jedes Alters abzugeben ...“*⁷

Schon früh hatte die Hugenottennachfahrin Luise Meynier Erlangen verlassen und war zu ihrer Schwester nach Markt Einersheim gezogen. Als ihr Vater starb, kehrte sie im Alter von 17 Jahren zurück und besuchte das Bildungsinstitut der Madame Diet, deren Mann Lektor für Französisch an der Universität war.⁸ Die Schule der Französin Diet für die Töchter des gehobenen Bürgertums erhielt weithin Anerkennung. So äußerte sich 1792 Georg Friedrich Rebmann, der ansonsten nur Spott und Verachtung für die kleine Universitätsstadt übrig hatte, sehr positiv über diese Bildungseinrichtung für Mädchen: *„Hauptsächlich verdient die Anstalt der Madame Diet, einer würdigen erfahrenen Frau, gerühmt zu werden.“*⁹ Madame Diet, die ihr ganzes Leben der Erziehung junger Frauen widmete, bereitete Luise Meynier gut auf ihre spätere Tätigkeit als Gouvernante vor. *„Sie that diess auch mit aller Sorgfalt einer zweiten Mutter, und der Leitung dieser vortrefflichen Frau hat Meynier den besten Theil ihrer Bildung zu verdanken, die sie in der Folge durch eigene Anstrengung ganz vollendete.“*¹⁰ Luise Meynier erhielt ihre erste Stelle als Erzieherin bei dem Amtmann Zahl in Pretzfeld, schließlich ging sie nach Ansbach, um dort die Töchter des Oberjägermeisters von Falkenhausen zu unterrichten. In den Nachschlagewerken über die Gelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts werden acht Stellen in verschiedenen Städten genannt, die sie als Hauslehrerin angetreten hatte.¹¹ Die Gouvernanten kamen also weit herum.¹²

Den Kontakt zu ihrer Geburtsstadt verlor Luise jedoch nicht. Um ihre kranken Geschwister in Erlangen zu pflegen, gab sie im Jahr 1800 ihre Stellung als Erzieherin in dem *„Freyadelichen MagdaleneStifte zu Altenburg“* auf und kehrte zurück. Sie spielte mit dem Gedanken, eine *„ErziehungsAnstalt für junge Frauenzimmer“* zu eröffnen, dessen Umsetzung heute leider nicht nachweisbar ist. Lediglich der Zeitgenosse Rebmann spricht in seinen *„Briefen“* noch von weiteren *„hiesigen französischen Erziehungsanstalten“* für Mädchen.¹³ In diesen also hatten die später als Gouvernanten arbeitenden Hugenottinnen ihr Wissen erworben, das beträchtlich gewesen sein muss, wie er bemerkte: *„... so auch in Erlang hauptsächlich die weiblichen Refugiars weit mehr geachtet sind, als andere von gleichen Stand“*.¹⁴

Zwischen 1801 und 1804 veröffentlichte Luise Meynier verschiedene Werke in Coburg und Leipzig, so die *„Kinderspiele in Erzählungen und Schauspielen zur Bildung des jugendlichen Herzens“*, die *„Kleine[n] dramatische[n] Kinderromane“* in zwei Bänden und schließlich die *„Mythologische[n] Unterhaltungen für Deutschlands gebildete Töchter“*. In ihrem ersten Werk sah sie sich in ihrem Vorwort veranlasst zu erklären, weshalb sie überhaupt die Feder ergriffen hatte: *„Es bedarf nur wenige Worte, um dem Publikum Rechenschaft über meinen Schriftstellerberuf abzulegen ... Aus eigenem Triebe widmete ich mich dem Geschäfte der Erziehung, des Sprachunterrichts und der Bildung der Jugend. Ich übte diesen Beruf in verschiedenen Privathäusern und bei einem öffentlichen Institut ... [aus]. Der stete Umgang mit Kindern lehrte mich ihre Bedürfnisse, ihre Denkungsart, Sprache und Sitten kennen, und ... kleine Feierlichkeiten ... forderten mich auf, kleine Spiele, unter dem Namen Komödie, für sie zu verfertigen ... Meine Absicht ging dabei nie über die Schranken meines Berufs. Allein verschiedene Personen, denen diese Kleinigkeiten zu Gesicht kamen, und deren Urtheil ich Achtung schuldig bin, beredeten mich, durch öffentliche Mittheilung mehreren Familien zu nützen. Meine Überreder mögen also die Dreistigkeit meines Schrittes bei dem Publikum verantworten.“*¹⁵ Mit einer solchen Rechtfertigung ein Buch beginnen zu müssen, legt eine öffentliche Geringschätzung schreibender Frauen nahe, lässt erahnen, dass Autorinnen des beginnenden 19. Jahrhunderts herbe Kritik zu befürchten hatten. Gleichwohl war ihre Äußerung, die Veröffentlichung sei keineswegs vorsätzlich, sondern nur auf Drängen anderer geschehen, als Floskel dem zeitgenössischen Publikum nur allzu bekannt.¹⁶ Weiter schrieb Luise Meynier in diesem Vorwort: *„Ich, die ich nie die Hand nach der zweideutigen Krone eines gelehrten Frauenzimmers ausstreckte, habe ich hierbei nichts als die Absicht etwas Gutes bewirken zu wollen.“* Tatsächlich war die Bezeichnung *„gelehrtes Frauenzimmer“* der zeitgenössischen Meinung nach äußerst fragwürdig, weshalb Luise Meynier die Möglichkeit, als solches gelten zu können, weit von sich weisen musste. Das übliche Bild von einer gebildeten Frau war sehr negativ besetzt.

Dies zeigt auf drastische Weise die Erzählung *„Das gelehrte Frauenzimmer“* von Luise Meyniers Bruder Johann Heinrich.¹⁷ Hierin berichtet er von zwei Schwestern, die eine sorgfältige Erziehung erhalten haben in all dem, *„was man von einem gebildeten Frauenzimmer zu fordern berechtigt ist“*. Doch die eine Tochter Amalie ließ sich *„von der Sucht zu glänzen verblenden“* und je älter sie

wurde, „desto merklicher äusserte sich dieser verkehrte Hang.“ Schließlich wollte sie „als ein gelehrtes Frauenzimmer auftreten“. So las sie Werke berühmter Dichter, lernte sie auswendig, trug in Gesellschaft ihr Wissen vor „und prangte auf eine unausstehliche Art mit ihrer Belesenheit.“ Zudem „verfertigte [sie] auch in Stunden, die der Küche und der Führung des Hauswesens hätten gewidmet werden sollen, Gedichte und andere Aufsätze, die sie in der Tasche mit sich herum trug, und in Gesellschaft vorlas.“ Ihr Vater war darüber sehr unglücklich und redete ihr ins Gewissen: „Liebe Amalie, ... die Bestimmung eines Frauenzimmers ist [es] nicht durch ihr Wissen zu glänzen, sondern ohne alles Geräusch ihre stillen häuslichen Pflichten zu erfüllen ... Früher dachte man, ein Weib wisse genug, wenn sie das Hemd ihres Mannes von dem Wamms zu unterscheiden weiß. In unseren Zeiten denkt man freilich anders; die Männer sind nicht mehr so genügsam als sonst; sie verlangen eine angenehme Unterhaltung, wenn sie sich müde von der Arbeit zu Tische setzen, und fühlen sich doppelt glücklich, wenn ihre Muestunden durch Musik, Gesang und andere Kunsttalente ihrer Gattin verschönert werden. Aber aufdringen muß sich ein Frauenzimmer nicht durch ihre Belesenheit und Kunst mit Hintansetzung aller weiblichen Bescheidenheit...“. Sie solle sich ihre Schwester zum Vorbild nehmen, die sei „herzlich, zutraulich, anspruchslos, sie verbirgt mehr, was sie weiß ...“. Doch: „Die Vorstellungen des Vaters beugten Amalien, aber sie heilten sie nicht vom Dünkel.“ Erst eine große Demütigung führte schließlich dazu, dass sie sich änderte. Amalie besuchte eine Gesellschaft und wieder sprach sie in der Öffentlichkeit „mit einer außerordentlichen Geläufigkeit der Zunge über allerlei politische und litterarische Gegenstände ...“. Daraufhin richtete ein Offizier das Wort an sie: „Mademoiselle, ich möchte Ihnen gern für alles Schöne, was sie uns da mit einer unglaublichen Beredsamkeit vorgetragen haben, Ihren schönen Mund küssen, aber ich muß es Ihnen freimüthig bekennen, er ist mir zu gelehrt, und ich bin kein Freund von gelehrten Frauenzimmern, denn ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie einen Bart haben wie Männer. Zwar ist es schön, wenn Stadt=Damen nicht ungebildet sind wie die Damen vom Lande, aber sie müssen es mit ihrem Wissen halten wie mit einem schönen Busen, müssen einen Flor darüber breiten, damit niemand an der Blöße ein Aergerniß nehme, und man nur ungefähr ahne, was darunter verborgen ist.“ Amalie wurde rot vor Scham und sah sich um. Doch anstatt ihr beizustehen, blickten alle sie nur schadenfroh an. „Der Officier schwadronierte noch lange fort über die Unausstehlichkeit eines gelehrten Frauenzimmers.“ Nun endlich versuchte Amalie ihr Wissen zu verbergen und: „Von jener Zeit wurde Amalie besser.“

Was Wunder also, wenn Frauen wie Luise Meynier aufgrund solcher gesellschaftlicher Einschätzungen, die durch diese Art Kinderlektüre den Mädchen schon früh nahe gebracht wurden, tatsächlich alles taten, um nicht allzu gelehrt zu wirken?

Luise Meynier war bereits keine Vertreterin der hugenottischen Flüchtlinge der Anfangszeit mehr. Die deutsche Sprache war zu ihrer Muttersprache geworden, obgleich sie auch noch im Alter das Französische lernte. Als Witwe lebte sie einige Zeit bei der Tochter ihres Bruders Johann Heinrich in Erlangen, bei Julie, verheiratete Schunk. Diese junge Frau fand es sehr bemerkenswert, dass die schriftstellernde Tante ihrer Tochter Florestine „zu meinem Erstaunen vollkommen fertig französisch lesen [ge]lehrt [hat], so daß sie es so gut kann als deutsch.“¹⁸

Als Julie Schunk dies 1831 schrieb, waren die französische Sprache und französische Umgangsformen schon nicht mehr so gefragt. Im 18. Jahrhundert war die Pädagogik, besonders die Erziehung der Mädchen, in Frankreich weitaus fortschrittlicher als in Deutschland gewesen. So wird die starke Nachfrage der Zeitgenossen nach französischen Gouvernanten verständlich. Die Nachfahrenden hatten ihren Schülerinnen die französische Lebensart - eine „interkulturelle Erziehung“¹⁹ - beigebracht. Die deutschsprachigen Erlangerinnen hatten diese Kunst der gehobenen Umgangsformen auch bitter nötig gehabt, wollten sie bei den neuen Geselligkeitsformen mithalten: Bekanntlich wurde es den Damen der besseren Erlanger Gesellschaftsschicht schließlich jeden Sonntagnachmittag gestattet, die „Harmonie“, eine Gesellschaft für „gesellige Unterhaltung und geistige Förderung“, zu besuchen.²⁰ Höfliche Umgangsformen, französische Konversation und die Kenntnis der zeitgenössischen Literatur setzte man nunmehr auch bei den Frauen voraus, denn, wie ja die Zeitgenossen schrieben, „die Männer [waren] nicht mehr so genügsam als sonst.“

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stellte sich das deutsche Bürgertum mehr und mehr gegen die Erziehung durch französische Gouvernanten. Mit wachsendem deutschen Nationalstolz wurden französische Einflüsse zunehmend negativ bewertet. Außerdem kam man zu der Überzeugung, die Kinder sollten durch ihre eigenen Mütter erzogen werden. Französinen, die aus der häuslichen Erziehung eine Erwerbsarbeit machten, erschienen dem deutschen Bürgertum nun äußerst verdächtig.

¹ Füssel, Johann Michael: Unser Tagebuch oder Erfahrungen und Bemerkungen eines Hofmeisters, 2. Th., Erlangen 1788 (Ndr. Erlangen 1976), S. 305.

-
- ² Vgl. Grammaire française reduite a ses vrais principes précédée d`une introduction à toutes les langues. Ouvrage raisonné par J. J. Meynier, Partie théorique, 1781. Neue Auflage Nürnberg 1797 durch den Sohn J. H. Meynier.
- ³ Vgl. Lehmann, Gertraud: Gründung und Integration der Französischen Kolonie in Erlangen, in: Friederich, Christoph (Hg.): 300 Jahre Hugenottenstadt Erlangen. Vom Nutzen der Toleranz, Ausstellung im Stadtmuseum Erlangen 1. Juni – 23. Nov. 1986, Nürnberg 1986, S. 122 - 133.
- ⁴ StAE Akte Meynier, III.107.M. 1,60: Genealogie der Familie Meynier, aufgezeichnet von Stadtarchivar Johannes E. Bischoff.
- ⁵ Neue Deutsche Biographie, Bd. 17, hrsg. v. d. histor. Kommission bei der bayer. Akademie der Wiss., Berlin 1994, S. 401f.
- ⁶ Meynier, Johann Heinrich: Wie soll sich eine Jungfrau würdig bilden?, Nürnberg (3)1834.
- ⁷ Fikenscher, Georg Wolfgang Augustin: Gelehrtes Fürstentum Baireut oder biographische und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern ..., Nürnberg 1803, Bd. 6, S. 82 - 84. Soweit nicht anders vermerkt stammen die biographischen Nachrichten über L. Meynier aus diesem Band.
- ⁸ Fikenscher, Georg Wolfgang Augustin: Vollständige Gelehrten Geschichte der königlich preussischen Friedrichs Alexanders Universität zu Erlangen, 3. Abtlg., Nürnberg 1806, S. 256.
- ⁹ Rebmann, Georg Friedrich: Briefe über Erlangen. Faksimile der Ausgabe 1792, Erlangen 1984, S. 89.
- ¹⁰ Fikenscher, Gelehrtes Fürstentum, S. 83.
- ¹¹ Neben den bereits genannten Werken vgl. Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 2, Lemgo 1810, S. 570.
- ¹² Vgl. Hardach-Pinke, Irene: Die Gouvernante. Geschichte eines Frauenberufs, Frankfurt a. M., New York 1993.
- ¹³ Rebmann, Briefe, S. 81.
- ¹⁴ Rebmann, Briefe, S. 118.
- ¹⁵ Meynier, Louise: Kinderspiele in Erzählungen und Schauspielen zur Bildung des jugendlichen Herzens. Nebst einer kurzen Beschreibung des Frei-Adelichen Magdalenenstiftes zu Altenberg, Koburg/Leipzig 1801, Vorrede, o. S.
- ¹⁶ Kleinau, Elke: Pädagoginnen der Aufklärung und ihre Bildungstheorien, in: Opitz, Claudia/Weckel, Ulrike/Kleinau, Elke (Hg.): Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten, Münster u. a. 2000, S. 309-338, hier S. 316f.
- ¹⁷ Meynier, Johann Heinrich: Kleine Geschichten zur Besserung und Veredlung jugendlicher Herzen, Nürnberg 1813, S. 222-228.
- ¹⁸ StAE 25.B.2136.
- ¹⁹ So Hardach-Pinke, Gouvernante, S. 105.
- ²⁰ Fick, Johann Christian: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung von Erlangen und dessen Gegend mit Anweisungen und Regeln für Studierende, Erlangen 1812, (Ndr. Erlangen 1977), S. 86. Vgl. Endres, Rudolf: Hof und Gesellschaft in Erlangen, in: EB 42, 1994, S. 11-20.